

Sie wartet...

Autor(en): **Fröhlich, Hanna**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **4 (1914)**

Heft 47

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643398>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Von der Grenzbesetzung 1870/71: Fahrende Batterie auf dem Marsche durch ein Dorf.

verkauft und verfolgte getragen, wahrscheinlich weil sie annahmen, die Schweizer werden schon für neue sorgen.“

Der Tornister barg Zwieback und Kaffee, Reis, Zucker und Salz. Aufgeschnallt ist frisches Rindfleisch und dünner Speck. Die Gouragegarne der Kavallerie sind mit duftendem Heu gefüllt. Endlose Wagenkolonnen mit Mehl und Hafer fahren mit. Proviant und Munition wurden massenhaft mitgeführt. Einer Herde Schlachtvieh mußte die Grenze verschlossen bleiben. Große Mengen von allerhand Kriegsbedarf hat der bei Muberson entwaffnete Armeeteil auf der Straßensteigung gegen Les Fourgs abgeladen, oder ganz im Stiche gelassen. Die in Verrieres geordnet einrückenden Linienregimenter und ein Teil der Artillerie waren gehörig mit Lebensmitteln versehen.

Viele hunderte für die Ostarmee bestimmte Wagenladungen von Lebensmitteln verfielen den Deutschen als willkommene Beute. Kurz, die Ostarmee war mindestens zum Teil gut versorgt.

Allerdings waren einzelne Truppenabteilungen schon bei Besançon und seither aus Rand und Band gegangen. Ihre Herren Offiziere fanden es zu kalt, mit den Soldaten im Schnee und Eis zu bivouakieren, und suchten Unterkunft in bewohnten Häusern. Dieses Beispiel zog auch die Soldaten nach, und die Auflösung war da. Ihre regelrechte Verpflegung hatten solche „Banden“ selbst unmöglich gemacht. Sie raubten wo es zu plündern gab, und erschwerten

sehr durch ihr Marodieren die Verpflegung der geordnet gebliebenen Korps.

Auch der Sold ist der Ostarmee regelmäßig ausbezahlt worden, unserem Teil am Tage des Uebertrittes. Damit glaubten viele Offiziere, welche ihre Soldaten bis jetzt beisammen gehalten hatten, ihre Pflichten gegen sie erfüllt zu haben, und ließen sie laufen. So begann auch bei diesen Truppenkörpern die Auflösung unmittelbar vor dem Uebertreten.

Welch' umfassende Fürsorge der Verwaltung also für diese Armee im äußersten Osten Frankreichs zu einer Zeit, in welcher, nach den schauerlichen Verlusten des letzten Sommers, die Hauptstadt längst vom Feinde umzingelt, die Hauptverkehrswege abgeschlossen waren, die noch bestehenden metertief im Schnee lagen und die Kälte riesig war; bei einer Armee, welche, bei schrecklicher Kälte die Nächte im Freien zubringend, vor Belfort drei Tage lang tapfer gekämpft, von der Visaine nach Besançon, von Besançon nach Pontarlier, von Pontarlier an die Schweizergrenze marschiert war, und deren Nachhut bei La Cluse noch während des 1. Februar die sieggewohnten Deutschen mit blutigen Köpfen zurückgewiesen hat. Fürwahr! erstaunt und mit hoher Achtung mußte man auf die Ostarmee — noch in ihrer Auflösung — hinblicken, bewundern die Tatkraft der jungen französischen Republik und ihres genialen Kopfes Gambetta!“ (Schluß folgt.)

Sie wartet . . .

Als sie auszogen, ihre geliebten Jungen, in den unfeligen, den blutigen Krieg, hat ein Sonnenstrahl jene Zweige vergoldet, die jetzt schmutzig-braun, ihres Schmuckes beraubt,

niederhängen auf die schmale kleine Straße, die nach dem Bahnhof führt. — Alles mahnt heute an die Vergänglichkeit, ans Sterben — und das Laub, welches damals jene

Bäume schmückte in prangender Frische, es liegt nun verwelkt an der Erde, ein Spiel der Winde, die da kommen und gehen . . . Und dennoch suchen ihre müden Blicke immer wieder die kleine Straße auf. Dort unter den überhängenden Ästen des Baumes sah sie die Umrisse der geliebten Gestalten entschwinden, damals. Sie grüßten nicht herauf wie einst in frohen Tagen, wo freudig geschwenkte Hüte und jugendfrische Stimmen ihr schon von weitem anzukünden pflegten: „Mutter, wir sind da.“ — Sie hatte gebeten darum: „Schaut nicht zurück — es würde mir das Herz zerreißen.“ — Und sie haben Wort gehalten und sind mit fliegenden Schritten dort vorübergeeilt, wo der Mutter Blicke sie noch treffen konnten. — „Wozu die Qual des Abschieds verlängern?“ So hatten sie zu einander gesagt, damals — und heute will es ihr scheinen, sie habe sich selbst damit beraubt — es wäre doch noch ein Gruß gewesen, ein letzter Blick von ihren Kindern, die sie nun vielleicht nie mehr sieht. — Sie nicht mehr — nie mehr wiedersehen!

So oft ihre Gedanken bis zu diesem Punkt gelangen, so schaudert sie, das Herz droht ihr stille zu stehen, und sie vermag das Ungeheuerliche nicht zu Ende denken . . . Tot — starr und kalt ihre geliebten Tungen! die, wie oft in jugendlichem Angestüm sie umhalsten: „O Mutter! liebe! — die soll sie hergeben an diesen häßlichen, männermordenden Krieg, von dem sie nie etwas gewollt! wer kann das verlangen? Nein, lieber noch will sie warten — warten wie bisher — Bangen und Angst und doch auch ein schwaches Hoffnungsfünkchen im Herzen! — will die's weiter nähren wie bisher, vielleicht daß doch das Schicksal — ein Einsehen . . . O wie lange hat es gedauert, bis der erste Gruß ihr Kunde brachte, daß sie noch leben und gesund sind, aber müde — ach, so müde!

Nun, seit sie in Frankreich stehen und jeden Zoll breit Boden erringen und erkämpfen müssen, da kommen die

Liebeszeichen immer seltener geflogen, und was ankommt, ist von Erde beschmutzt, zernittert und fast unleserlich — aber es trägt doch die geliebten Schriftzüge, man kann es heimlich streicheln — es kommt doch von den Tungen! — Was hilft's, wenn ihr der Verstand immer wieder sagt: „Du teilst das selbe Los mit Tausenden von Müttern“ — dann kommt das Herz, lehnt sich energisch dagegen auf: „Ist das wirklich das selbe — sind jene Tausende so lieb und gut und brav? Es sind eben nicht meine Tungen.“ —

Gegen diese Logik anzukämpfen ist umsonst, der Verstand gibt es schließlich auf — aber auch das Herz läßt ihr nicht Ruhe: „Wie, wenn nun in all der langen Zeit bis solch ein Feldpostbrief dich erreicht, die Hände, die ihn für dich niederschrieben, längst erstarrten — wenn fremde Erde die letzten Seufzer deiner geliebten Kinder empfing?“ Und das törichte Mutterherz bringt es fertig, sich nicht mehr zu freuen über den heißersehnten Gruß, und wenn nach langem qualvollem Warten der Briefbote wieder nichts brachte — dann jubelt es verstohlen auf: „Und es ist doch nichts Schlimmes, noch leben sie, noch darf ich hoffen! Noch brachte keine Post mir das Furchtbare — das Allerlezte — jene schwarze Erkennungszeichen! . . . Und die Wochen reihen sich zu Monaten — und unterdessen fliegen die Bäckchen hinaus ins Feld aus dem stillen Stübchen — alle bergen sie warme Sachen, so viel ihre fleißigen Finger nur zu stricken vermögen — beneckt von mancher heimlichen Träne und jede Masche ein Gebet . . . Und wenn sie reden könnten, alle die vielen tausend Maschen — sie vermöchten doch nur das Eine zu sagen, was die bleichen Lippen immer wieder geflüstert, über sie gebeugt: „O kommt mir wieder — heil und gesund! meine Tungen.“

Die Mutter aber sitzt noch immer am Fenster und wartet. — — lieblosend fast gleiten ihre Blicke über die kleine Straße unter den Bäumen — ob sie doch einst wieder kommen werden, von dorthier — meine geliebten Tungen!? Sie wartet . . .

Hanna Fröhlich.

An den frühen Winter.

En Boß i tue! G'schau, het's nit g'schneit?
Bis fast uf d'Allmit ahe.
Chum het der Summer Adie g'seit,
Chunnt scho der Winter nahe.

No gester sövel schön u heiß,
As wett der Summer blybe.
Güt chunnt der Winter, brummet eis,
U chuchet is a d'Schnebe.

Ja wolle! no nit Michels-Tag
U chunnt uf söldi Gattig!
Es ist bi Bott no ebe d'Frag,
Steit seligs i der Prattig.

G'schau, da steit wäger nüt vo Schnee!
Was sy de das für Streiche?
Gilt öppe d'Prattig nimme meh?
Cha si dir's nimme breiche?

Mad's us mit ihre, we de witt,
Wer da söll Meister blybe.
Doch g'hörst! Mit üs bruchst ebe nit
E söldi Afueg z'trybe.

Denk o, was wird die armi Waar
Uf üsne Berge säge?
Du chunnt ne wäger z'früh derhar.
Mi duret's ihretwäge.

Chrut, Chabis, Rüebe-n, all's ist d'uß,
D'Herdpöfel sy nit grabe,
U-n-allem z'Troß u zum Verdruß
Schneist du-n-is drüber abe.

Du g'schändist alles wyt u breit,
U lachst gar no d'rüber.
I wett — hal hätt' i neuis g'seit!
Los Winter — paß di lieber!

Aus „Volkslieder und Gedichte“ von G. J. Kuhn.